

in: Münker, Stefan; Roesler, Alexander (Hg.):
Was ist ein Medium?
Frankfurt am Main: Suhrkamp STW 2008,
S. 211-221

Hartmut Winkler

Zeichenmaschinen

Oder warum die semiotische Dimension
für eine Definition
der Medien unerlässlich ist

Konfrontiert mit der Frage »Was ist ein Medium?«, denke ich, wird niemand mit einem vollständig neuen Ansatz, einem bis dahin völlig ungedachten Gedanken auftreten können. So wird es vor allem um Akzentuierungen gehen; darum, *welche* Aspekte des Medienbegriffs besonders unverzichtbar, zentral und definitionsmächtig erscheinen und mit welchen theoretischen Modellen diese auf welche Weise verbunden sind. Und dies wiederum hängt ab von der Positionierung, die die/der Einzelne im Theoriediskurs um die Medien einnimmt. Auch mein Text wird nichts grundsätzlich Neues bieten, denn *dass* die Dimension des Semiotischen für die Medien wichtig ist, würde wahrscheinlich niemand bestreiten.

Es wird mir im Folgenden deshalb um zwei Dinge gehen; zum einen darum, deutlich zu machen, dass das Symbolische/Semiotische nicht ein Aspekt unter mehreren, sondern die unverrückbar-zentrale Bestimmung des Medialen ist. Ich werde eine Mediendefinition vortragen, die in klarer Weise auf den Aspekt des Symbolischen zentriert ist. Geht die übliche Definition von den *magischen Kanälen* aus, fokussiert auf die Medientechnik, auf Medienarchäologie oder Aufschreibesysteme, oder umgekehrt von den Medienpraxen, von Anthropologie, Mediensoziologie und »den Menschen«, möchte ich eine alternative Konzeption vorschlagen. Ich behaupte nicht, dass die genannten Ansätze keine Rolle spielen; vielmehr, dass es sich beim Symbolischen um eine gesellschaftliche Technologie – und zwar um eine sehr spezifische Technologie und um eine spezifische technologische Praxis – handelt.

Und zum Zweiten geht es mir darum, eine bestimmte *Konzeption* des Symbolischen vorzuschlagen. Auch diese Konzeption ist nicht grundsätzlich neu; ich habe sie – oder Bestandteile von ihr – in verschiedenen meiner Veröffentlichungen bereits vertreten und bringe sie nun in die gemeinsame definitorische Anstrengung ein. Um die Sache knapp und übersichtlich zu halten, bewegt sich mein Text an einem Skelett von Thesen entlang.

I.

Die erste These betrifft das Problem der Außenabgrenzung. Medien haben viele Eigenschaften, die sie mit anderen gesellschaftlichen Maschinen teilen: Als Technik sind sie Technik unter Techniken; schränkt man sich auf diese Ebene ein, gibt es keinerlei Möglichkeit, Medien von Nicht-Medien zu unterscheiden. Und ebenso wenig trennscharf sind andere populäre Kriterien: Als Netz des Austauschs konkurrieren die Medien zum Beispiel mit Warenaustausch und Markt; in ihrer sozialen Dimension sind sie eines von verschiedenen Netzen der Vergesellschaftung; als Institution Institution unter Institutionen, als System eines von vielen Systemen. *Das Einzige, was mir für die Medien spezifisch erscheint, ist ihre Bindung ans Symbolische.*

Alles hängt insofern davon ab, wie ich dieses Symbolische fas-

auf welche Weise das Symbolische seine *Grenzziehung* zu anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen aufrechterhält. Diese Grenzziehung ist grundsätzlich prekär, denn auf ihrer Signifikantenseite sind Zeichen Dinge unter Dingen und drohen ständig im Meer des Tatsächlichen unterzugehen. Zeichensysteme also müssen eigene Mechanismen entwickeln, wie sie diese Vermischung zielgerichtet verhindern.

Verbleibt man auf der Seite des Materiellen, bietet sich eine Negativbestimmung an: Zu Signifikanten werden oft Dinge gewählt, die auf spezifische Weise *ohne praktischen Nutzwert* und ohne Einbindung in die Alltagsvollzüge sind. Dies verhindert, dass sie in Gebrauchsprozesse jenseits des Zeichengebrauchs eingehen. Beispiel sei der Lautstrom der Stimme. Während die Hände für praktische Zwecke gebraucht wurden, war die Stimme frei; vielleicht konnte sie nur deshalb zum ersten, privilegierten Zeichenträger werden. Essbare Signifikanten wie Russisch Brot oder Buchstabensuppe sind insofern ein Sonderfall.

Hieraus ergibt sich eine erste Bestimmung auch der Medientechnik: Medien setzen technische Mittel ein, um das Symbolische als einen eigenen Bereich, einen Bereich mit einer eigenen inneren Logik, freizustellen. Beispiel sei die Bühnenrampe. Indem sie mit den technischen Mitteln der Architektur den Realraum der Zuschauer vom Bühnenraum abtrennt, macht sie möglich, dass sich auf der

Bühne Dinge abspielen, die nicht der Logik des sie umgebenden Realraums gehorchen. Nur auf dieser Basis können sich Fiktion und damit *Möglichkeitsräume* entfalten; Medientechnik also hat unter anderem die Funktion, mediale Prozesse gegen außermediale abzuschirmen.

Und der abgetrennte Raum des Symbolischen erlaubt Operationen – allerdings Operationen eigenen Typs. Sie sind vor allem dadurch bestimmt, dass sie von den tatsächlichen Konsequenzen, die sie im tatsächlichen Raum hätten, zielgerichtet entkoppelt sind. Geschieht auf der Bühne ein Mord, steht der Ermordete hinterher auf und verneigt sich. Anders als reale Vorgänge ist das symbolische Geschehen *reversibel*; ich möchte deshalb vorschlagen, das Symbolische über den Begriff des *Spiels*, und genauer über die Vorstellung eines *Probehandelns*, zu fassen. Symbolische Prozesse arbeiten ~~verleihen~~ mit den konsequenzenreichen Handlungen reduzierten Niveau von

Performativität.

An dieser Stelle scheint mir eine Zwischensumme möglich: Medien und Zeichen bilden eine eigene Sphäre, die ihre Grenzziehung gegenüber den Alltagsvollzügen ständig neu konzipieren und verteidigen muss. Ich vertrete also – zeichentheoretisch relativ konventionell – eine strikte Zwei-Welten-Theorie, die Zeichen von Nicht-Zeichen möglichst klar unterscheidet und erst auf dieser Basis eine breite Palette von Mischphänomenen zugesteht.

II.

Auf dieser Grundlage ist nun ein Schritt weiter zu gehen. Aus der vorgeschlagenen Perspektive nämlich ergibt sich eine zweite basale Bestimmung der Medien: Medien sind gesellschaftliche Maschinen, die ein Biotop für die Semiose, für die Artikulation und für die Herausbildung von Zeichen bereitstellen. Dies wirft die Frage auf, was aus medientheoretischer Sicht über Zeichen und ihre basalen Funktionsweisen gesagt werden kann.

Als zentralen Mechanismus des Semiotischen möchte ich die *Schemabildung* vorschlagen. Zeichen sind *Schemata*. Sie verdoppeln nicht die Welt, sondern sie liefern ein knappes, strukturiertes Raster, das die extensive Vielfalt der Welt reduziert, strukturiert

und lesbar macht. Zeichen sind dem Bezeichneten gegenüber auf spezifische Weise verdichtet; die Erfahrung mit vielen konkreten Pferden (und die Erfahrung mit Äußerungen über Pferde) mündet in das abstrakte Konzept »Pferd«.

Der Schemabegriff hat den Vorteil, dass er medienübergreifend gültig ist. Er umgreift die Formgesetze und Stereotypen des Bilderdiskurses – das, was einen Western zum Western macht – ebenso wie die stabil-konventionalisierten, selbstidentischen Zeichen der Sprache oder der Schrift. Sein zweiter Vorteil ist, dass er nicht von immer schon konstituierten Zeichen ausgeht, sondern von vornherein auf die Herausbildung von Zeichen, den *Zeichenprozess*, die Semiose orientiert. Schemata nämlich, dies wäre eine Ausgangsbestimmung, gehen auf *Wiederholung* zurück. Und eine Bestimmung über die Wiederholung verbindet regelhaft die Zeichen mit ihrem Gebrauch

Gestalterkennung etwa ist ein Wahrnehmungsmechanismus, der sich auch bei vielen Tieren nachweisen lässt. Sie verbindet die aktuelle Wahrnehmung mit der Kette ihrer Wiederholungen, und diese wiederum mit den mentalen Repräsentationen, der Struktur von Erwartungen, die sich in der Abfolge der Einzelwahrnehmungen herausbildet. Der Schemabegriff also schlägt eine Brücke zwischen Instinktbindung und symbolischen Praxen. Dies macht deutlich, dass die Schemabildung nur die Basis, nicht aber gleichbedeutend mit der Zeichengnese ist.)

III.

Ebenso wichtig wie der Begriff des Schemas erscheint mir der Begriff der Form. Alle Medien und Zeichen sind *Form*. Philosophiegeschichtlich ist dieser Begriff sicher prekär, dennoch sehe ich keine Möglichkeit, auf ihn zu verzichten. Abweichend von der Heider/Luhmannschen Bestimmung möchte ich nicht Medium und Form unterscheiden, sondern Medien und Zeichen selbst als Formen auffassen; als Ebenen einer *Vorartikulation*, die aktuelle Artikulationen allererst ermöglicht.

Medien sind Form, und sie prägen den Medieninhalten ihre Form auf; im Fernsehen etwa kann man nur senden, was audiovi-

suell und im engeren Sinne irgendwie fernsehgerecht ist. Zeichen sind Form, indem sie die Schemata vorgeben, in denen wir die Welt verstehen, in denen wir nachdenken und kommunizieren. Und zwischen Medien und Zeichen gibt es die Ebene der *Formate*: Es gibt Fernsehformate und Standards der Telekommunikation, die Festplatte wird formatiert, und der Drucker verlangt Papier im Format DIN-A4.

Wenn alle Medien und Zeichen Form sind, unterscheiden sie sich allerdings im Grad ihrer Formalisierung. Hier scheint mir die hauptsächlichliche Basis für die beobachtbar drastischen Medienunterschiede zu liegen; dem Schwirren der natürlichen Sprache und den weichen Formen etwa im Bilderdiskurs stehen strikte Formalsprachen gegenüber, die auf konstituierte Zeichen angewiesen und so weitgehend Form sind, dass sie logische Kohärenz behaupten. Dies ist die Basis, dass man Programme auf Maschinen implementieren, kann.

Form scheint mir, ebenfalls abweichend von konkurrierenden Definitionen, dem Moment von Mimesis nicht einfach gegenüberzustehen. Da Form keineswegs nur in Medien und Zeichensystemen vorkommt, sondern genauso in der Natur, ist Form immer auch *Beobachtung*; sie ist dem zu Beschreibenden *abgetauscht*. Form selbst also wird als mimetisch – als eine sehr abstrakte Form der Mimesis – aufgefasst werden müssen. Dies, denke ich, rückt insbesondere die Formalsprachen in ein verändertes Licht.

IV.

Medien und Symbolisches sind bestimmt durch die Funktion der Übertragung. Übertragung und Übertragbarkeit möchte ich – zunächst ganz unmetaphorisch – an faktische Akte der Post, der Adressierung und der Zustellung binden. (Auf einer zweiten Ebene wäre zu zeigen, wie die Übertragung in die Logik der *Metapher* übergeht.)

Grundsätzlich sind zwei Dimensionen der Übertragung möglich: zum einen die Übertragung über räumliche Distanzen – im Telegraphiediskurs und bei Innis ist dies die »Überwindung des Raums« – und zweitens die Übertragung längs der Achse der Zeit. Zeichen sind an diese Übertragung und Übertragbarkeit gebunden.

Es ist also keineswegs so, dass die Zeichen erst konstituiert und dann – sekundär – übertragen werden. Genauso sind Zeichen ein *Produkt* der Übertragung; was wir Bedeutung nennen, ist das Resultat von Millionen und Milliarden tatsächlich vollzogener Übertragungsakte.

Wenn Zeichen räumliche Distanz überwinden, dann zunächst in der Logik des physischen Transports. Hier ergibt sich eine Parallele zu außersymbolischen Prozessen, etwa zur inneren Logik der *Ware*, die auf ähnliche Weise ihren Ort verlässt, einen abwesenden Empfänger adressiert, Netze ausbildet und zirkuliert. Eine Besonderheit der Zeichen allerdings ist, dass sie mit der Telegraphie die Schwerkraft der dreidimensionalen Welt hinter sich gelassen haben. Sozusagen immaterialisiert, reisen die Signifikanten nun mit Lichtgeschwindigkeit und beschämen die Welt des Materiellen.

ein: Von stationären Inschriften über schwere Tontafeln hin zum leichten Papier – die Logik des Transports, so könnte man sagen, zehrt die Materialität der Signifikanten aus. Die Artikulation der Signifikantensysteme selbst also steht in einer engen und systematischen Wechselwirkung mit ihrem Gebrauch.

Auffällig ist, dass die Signifikanten grundsätzlich kleiner und leichter als das Bezeichnete sind: Bilder sind zweidimensional-stapelbar, lineare Texte reduzieren das Bezeichnete auf nur eine Raumdimension. Und eine Landkarte im Maßstab 1:1 wäre zwar flach, würde ihren Zweck aber dennoch verfehlen.

V.

Zum Zweiten überwinden die Zeichen die Zeit. Im Mediendiskurs meist als ›Speicheraspect‹ diskutiert, greift diese Bestimmung deutlich zu kurz. Besser erscheint mir, Zeitüberwindung und Dauer ebenfalls als Post, als eine *Übertragung*, nun eben entlang der Achse der Zeit, aufzufassen. Hier geht es um die materielle Beharrungskraft des Signifikanten (die in deutlicher Spannung zu seiner materiellen Auszehrung steht); aber auch um das menschliche Gedächtnis und seine Funktion für die Zeichenprozesse.

Systematisch scheint es vor allem zwei konkurrierende Mecha-

nismen kultureller Kontinuierung zu geben, und zwar Monumentalisierung und Wiederholung. Hieraus ergibt sich das theoretische Projekt, die Momente des *Fluiden* und der *Stase*, d.h. Praktiken und technisch-materielle Niederlegungen, in einer regelhaften Wechselbeziehung zusammenzudenken.

Auch in der Funktion kultureller Kontinuierung konkurrieren die Medien mit außermedialen Prozessen; das Monument etwa, Grundbild aller materiellen Beharrung, ist dreidimensional-tatsächlich, bevor es symbolisch ist; die materielle Produktion mündet in eine Technik, die – analog zur Sprache – an die folgenden Generationen vererbt wird.

VI.

Ich die Intersubjektivität geht auf materielle Akte des Austauschs und der Übertragung zurück. Zeichensysteme kennzeichnet, dies sagt schon Saussure, dass sie auf spezifische Weise Innen und Außen verbinden. Ist ihre Signifikantenseite materiell vorfindlicher Teil der Außenwelt, sind Zeichen gleichzeitig *Gedächtnisinhalt*. Die Signifikant/Signifikat-Unterscheidung allerdings hilft hier kaum weiter. Das Gedächtnis vielmehr ist der paradigmatische Ort, an dem der *Code* residiert.

Für eine semiotische Herangehensweise erscheint essentiell, auf welche Weise der Code konzipiert wird. Statt von einer vorgängigen Bedeutung des Zeichens auszugehen, wären – medienübergreifend und im Medienvergleich – die materiellen Mechanismen zu beschreiben, den Code und die Codes konstituieren. Es wäre einzubeziehen, dass es auch solche Zeichensysteme gibt, die nicht Menschen und menschliche Gedächtnisse, sondern Maschinen adressieren. Die Lösung, zwischen semantischen und formal-syntaktischen Systemen zu polarisieren, allerdings ist scheinhaft. Sie wäre abzutragen. Der Rückgriff auf Schema und Form soll hier einen alternativen Weg bahnen.

VII.

Weiter wichtig ist sicher der operative Aspekt. In Spannung zur kommunikativen Funktion haben Medien immer auch eine Dimension des *Operativen*. Medien und Zeichen dienen hier als ein *Gegenüber*, das einen Entwurf von Ordnungen, einen Dialog mit dem Papier, Performance und Permutationen, Spiel, Spiegel- und Selbstvergewisserungseffekte erlaubt. Mit den Kerben in Kalendar-knochen und den Tokens in Altsumer beginnt der Erkenntnisweg der Mathematik und des Ingenieurs, der Symbole nutzt, um – wie im materiellen Experiment – »mit den Händen zu denken«. Im Computer wird dieser operative Aspekt zentral; Operativität und Performativität allerdings bleiben auf das Probehandeln eingeschränkt; wird dieser Raum überschritten, etwa dort, wo Computer-Behandlung steuert, wird Probehandeln zum Handeln und

VIII.

Bestimmt man die Medien als Überwindung von Raum und Zeit, lässt sich dies im Begriff der *Dekontextualisierung* summieren. Das Zeichen selbst ist (wiederum wie die Ware) darüber bestimmt, dass es seine Kontexte wechseln und in heterogene Kontexte eingehen kann. Hieraus ergibt sich eine konstitutive Spannung zwischen Kontextabhängigkeit und *Zeichenidentität*.

Eine semiotisch wie medientheoretisch wichtige Frage scheint mir, wie das Zeichen zu seinen Grenzen, seiner Stabilität, seiner Identität überhaupt kommt. Wenn es seine Identität durch wechselnde Kontexte hindurch behaupten kann, muss es seine Grenzen schützen. (Vielleicht in ähnlicher Weise wie die Sphäre des Symbolischen insgesamt ihre Grenzen schützen muss. Die am Anfang gestellte Makrofrage kehrt nun auf der Mikroebene des einzelnen Zeichens wieder.)

Die Antwort ist im Schemabegriff bereits vorskizziert: Zeichen kommen nicht durch Definition in die Welt, sondern verhärten sich, quasi kumulativ, im Gebrauch. Auch insofern sind mediale Praktiken und Materialisierung/Monumentalisierung systematisch verbunden. Der Schemabegriff bewährt sich darin, dass er die

»weichen« Schemata des Bilderdiskurses wie auch die »harten«, selbstidentischen Zeichen etwa der Formalsprachen umfasst. Wie oben nach dem Formalisierungsgrad wären Medien nun nach dem Grad ihrer Zeichendistinktion und -identität zu unterscheiden; die Leer-Spaces, mit denen die Schrift ihre Zeichen separiert, machen deutlich, dass das Zeichen sich mit technischen Mitteln von seinem Kontext abtrennt und isoliert; die Digital-analog-Unterscheidung wäre im Licht dieser Bestimmung zu remodellieren.

Zeichen haben Grenzen und sind selbstidentisch nur in der Abgrenzung und Relation zu anderen Zeichen. Der *Code* entsprechend ist vor allem anderen eine Struktur, ein Netzwerk und ein System relationaler Verweise. Bedeutung muss folglich als *pluralisch*, als Gesamtheit der relationalen Verweise gefasst werden.

Das zentrale Rätsel des Semiotischen ist, auf welche Weise der Code – Voraussetzung und Artikulationsbedingung aller Zeichenpraktiken – selbst in die Welt kommt. Auf welche Weise also, so wurde oben gefragt, wird der Code selbst artikuliert? Ist er einerseits Bedingung der aktuellen Äußerungsakte, kann er selbst keine andere Quelle haben als die *Äußerungsakte der Vergangenheit*. Der Code erscheint als eine kompakte, systemische Niederlegung, als Protokoll aller vorangegangenen Kontexte. Der Code also ist ebenso Voraussetzung wie Resultat; Äußerungspraxen und symbolisches System sind zyklisch miteinander verbunden.

Spezifisch ist die Tatsache, dass es unendlich *viele* Äußerungsakte sind, die dem Code seine Form geben; Diskurs schlägt in Struktur um; dies habe ich versucht im Freudschen Begriff der *Verdichtung* zu fassen – wie übrigens Freud selbst, der in der Traumdeutung die Verdichtung als eine netzförmige Überlagerung/Aufschichtung sprachlicher Konzepte und Vorstellungen beschreibt. Von hier aus ergeben sich Verbindungen zum oben erwähnten Problem der Zeichenkonstitution und dem Mechanismus, wie das Zeichen seine Grenzen und das Netz seiner pluralisch-konnotativen Verweise gewinnt.

X.

Und schließlich die *Medientechnik*. Theoriegeschichtlich war es ein großer Gewinn, die Evolution der Medientechnik als einen eigenen Diskurs, als »Einschreibung« und als »Artikulation«, zu fassen. Meist allerdings wird dieser Diskurs als weitgehend selbstbezüglich und autonom und als abgetrennt von den Äußerungspraxen begriffen. Dies wäre zu revidieren.

Ein Weg hierzu ist, den Begriff der Einschreibung enger als bisher zu nehmen und die Technik selbst als eine Niederlegung, eine Verhärtung, als ein besonders materiell-verhärtetes Resultat diskursiver Praxen zu konzipieren. Beispiel sei die Zentralperspektive, die in der Renaissance zunächst eine malerische Möglichkeit ist, dann eine Regel, eine verbindliche Konvention innerhalb eines malerisch

Bilder nicht mehr machen kann. Ein wichtiger Rückbezug ergibt sich hier zur Monumentalisierung und zur materiellen Beharrungskraft 3-D-solider Monumente.

Die Medientechnik ist der Grenzfall der hier vertretenen Zwei-Welten-Theorie: Auf ihrer technisch-materiellen Seite verlassen die Medien den Raum des Symbolischen und verschmelzen mit dem Raum des Realen. Probehandeln geht in Handeln über.

XI.

Bestimmt man die Medien über ihre symbolische Dimension, eröffnet sich die Möglichkeit, den spezifisch reflexiven Charakter der Medien zu fassen. Medien, dies sagt Luhmann (leider ohne dies systematisch auf seine übrige Mediencharakteristik zurückzubeziehen), müssen als eine Institution gesellschaftlicher *Selbstbeobachtung* bestimmt werden.

Beobachtung setzt voraus, dass die Medien einen gewissen *Abstand* zum Beobachteten halten; Involvement und funktionale Einbindung müssen zielgerichtet unterbrochen sein; die reflexive Dimension des Selbst verlangt, dass die Grenze, die meine Zwei-Welten-Theorie behauptet, immer schon gewährleistet ist.

Das Stichwort des Reflexiven legt das Missverständnis nahe, das

hier vertretene Konzept grenze Zeichen und Medien quasi automatisch auf bewusste Prozesse und den luziden Bereich des Bewusstseins ein, was den Medien selbstverständlich vollständig unangemessen wäre. Dass dies nicht notwendig der Fall ist aber, mag daran deutlich werden, dass das Konzept der *Verdichtung* im prominenten Mittelpunkt steht. Wenn, wie Nietzsche sagt, Zeichensysteme notwendig lügen und Adorno das Unrecht hervorhebt, das der Begriff dem Begriffenen notwendig tut, hängt dies an der spezifischen Abstraktion, die die Zeichen und Schemata als *verdichtete* kennzeichnet. In der Folge trifft dies ohne Ausnahme *alle* Medien; Mathematik, Formalsprachen und der »Klartext« der Technik können nicht länger – und ebenso wenig wie die Bilder und die natürliche Sprache – einen gesicherten Abstand zur Lüge behaupten.

Meine Skizze ist sicherlich etwas rüde verkürzt; dennoch dürfte deutlich geworden sein, dass eine sinnvolle Mediendefinition ohne die Dimension des Symbolischen nicht auskommen wird. In den Traditionen der Semiotik, der Philosophie, der Sprachphilosophie, der Bildwissenschaften, der Erkenntnis- und der Wissenschaftstheorie findet die Medienwissenschaft ausgebaute Begriffsapparate vor, die ihr eine Erschließung der symbolischen Dimension überhaupt erst erlauben. Ebenso klar allerdings ist, dass die Medientheorie diese Begriffsapparate *umbauen* und remodellieren müssen, um sie an spezifisch medienwissenschaftliche Fragen überhaupt erst anschlussfähig zu machen. Erst in der Wechselbeziehung zu Fragen der Medientechnik, der Medienpraxen, der ökonomischen und der institutionellen Seite der Medien rückt die Dimension des Symbolischen in ein spezifisch medienwissenschaftliches Licht. Und diese Wechselbeziehung verändert die Begriffe selbst. Die populäre Lösung, das Symbolische als eine isolierbare Ebene des Medialen halbherzig anzuerkennen und dann möglichst schnell an die Semiotik zu delegieren, jedenfalls wird man ohne Tränen verabschieden müssen.

Was ist ein Medium?

Herausgegeben von
Stefan Münker
und Alexander Roesler

Es ist inzwischen eine Binsenwahrheit: Unsere Gesellschaft ist eine Mediengesellschaft. Medien bestimmen unsere Wahrnehmung, unsere Kommunikation, unsere Lebenswelt. Doch verstanden werden sie in ihrer Funktion und Bedeutung noch lange nicht – gehört zum Beispiel ein Stuhl dazu, wie McLuhan sagt, ein Fußball und ein Wartezimmer (Flusser), das Wahlsystem (Baudrillard), das Dromedar (Virilio), Grammophon, Film, Typewriter (Kittler), Geld, Macht und Einfluss (Parsons), Kunst, Glaube und Liebe (Luhmann)? Was ist das – ein Medium? Wissenschaftler aus den unterschiedlichsten Gebieten geben in Originalbeiträgen pointiert Antwort auf diese Frage. Entstanden ist eine aktuelle Bestandsaufnahme der Bedeutung eines der schillerndsten Schlüsselbegriffe der Gegenwart.

Stefan Münker ist Privatdozent am Institut für Medienwissenschaften der Universität Basel und Mitarbeiter eines großen deutschen Medienunternehmens; Alexander Roesler ist Wissenschaftslektor in Frankfurt am Main. Gemeinsam haben sie im Suhrkamp Verlag herausgegeben: *Praxis Internet* (es 2254), *Telefonbuch* (es 2174), *Televisionen* (es 2091) und *Mythos Internet* (es 2010).

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1887
Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-29487-1

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Vorwort 7

Wolfgang Hagen
Metaxy.

Eine historiosemantische Fußnote zum Medienbegriff 13

Natascha Adamowsky

Eine Natur unbegrenzter Geschmeidigkeit. Medientheoretische
Überlegungen zum Zusammenhang von Aisthesis, Performativität
und Ereignishaftigkeit am Beispiel des Anormalen 30

Medien, Boten, Spuren. Wenig mehr als ein Literaturbericht 65

Hartmut Böhme und Peter Matussek

Die Natur der Medien und die Medien der Natur 91

Elena Esposito

Die normale Unwahrscheinlichkeit der Medien: der Fall
des Geldes 112

Dirk Baecker

Medienforschung 131

Siegfried J. Schmidt

Der Medienkompaktbegriff 144

Wolfgang Ernst

»Merely the Medium«?

Die operative Verschränkung von Logik und Materie 158

Lorenz Engell

Affinität, Eintrübung, Plastizität. Drei Figuren
der Medialität aus der Sicht des Kinematographen 185

Hartmut Winkler

Zeichenmaschinen. Oder warum die semiotische Dimension für eine Definition der Medien unerlässlich ist 211

Uwe Wirth

Die Frage nach dem Medium
als Frage nach der Vermittlung 222

Lambert Wiesing

Was sind Medien? 235

Ulrike Ramming

Der Ausdruck »Medium« an der Schnittstelle von Medien-,
Wissenschafts- und Technikphilosophie 240

Ohnvergehenheit versuchen, sich im fragwürdigen Medium der
Fragen von der Frage »Was ist ein Medium?« über »Was ist *das*
paradigmatische Medium?« zu »Was sind und leisten (sich) die
Medien?« vorzutasten 272

Stefan Rieger

Der Frosch – ein Medium? 285

Dieter Mersch

Tertium datur. Einleitung in eine negative Medientheorie 304

Stefan Münker

Was ist ein Medium? Ein philosophischer Beitrag
zu einer medientheoretischen Debatte 322

Hinweise zu den Autorinnen und Autoren 338

Vorwort

Unsere Gesellschaft ist eine Mediengesellschaft, unsere Welt ist in all ihren Facetten medialisiert: Medien bestimmen unsere Wahrnehmung, kanalisieren unsere Kommunikation, unterhalten und informieren uns; wir produzieren kulturelle Güter und ökonomische Waren mit Medien, wir speichern unser Wissen und unsere Vergangenheit in Medien, wir pflegen soziale Kontakte und realisieren politische Aktionen durch Medien; kurz: Es gibt keinen Bereich unserer Lebenswelten, der nicht von Medien durchdrungen wäre. Mehr noch: Ohne Medien gäbe es die gesellschaftliche Realität nicht, in der wir leben. In dieser faktischen Universalität des Komplexes der Medien ist die Mediengesellschaft *gleichursprünglich* mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft im 18. Jahrhundert, sondern für diesen Gesellschaftstyp *konstitutiv* war.¹ In einer Mediengesellschaft leben wir bereits von Anbeginn der Moderne an.

In der Gesellschaft von Medien freilich leben wir schon immer. Denn wenngleich die Medien, die wir meist meinen, oder besser: die die meisten von uns meinen, wenn wir gegenwärtig von ihnen sprechen, zum großen Teil stromgetriebene, technische Apparate wie die elektronischen Massenmedien sind und schon deswegen eine historisch junge Kategorie darstellen, begleiten Medien wie etwa die Schrift die Geschichte zumindest *unserer* (abendländischen) Kultur von Anfang an. Ja, Aristoteles als einer der ersten großen Theoretiker dieser Kultur hat bekanntlich in seiner Wahrnehmungslehre bereits die grundlegendere These des erkenntnistheoretischen Apriori von Medien – zum Beispiel des Mediums Luft für die Tätigkeit des Sehens – formuliert.²

Die theoretische Auseinandersetzung mit dem *Phänomen* des Medialen, das zeigt dieses Beispiel, ist nicht neu; die theoretische Auseinandersetzung mit dem *Begriff* des Mediums schon: Hätte man etwa

1 Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Darmstadt, Neuwied 1962.

2 Aristoteles, *Vom Himmel. Von der Seele. Von der Dichtkunst*, München 1987. Vgl. auch den Beitrag von Wolfgang Hagen in diesem Band.